

*Der Feueranbeter  
und andere  
Erzählungen*

Herausgegeben von  
Touradj Rahnama

VERLAG C. H. BECK

(1997)

Vorwort

Bis zum Ausgang des Mittelalters wiesen Orient und Okzident in ihren sozialen Strukturen und kulturellen Entwicklungen viele Ähnlichkeiten auf. Erst im 16. Jahrhundert begannen sich die Wege des Westens und des Ostens zu trennen: Während die geistigen und gesellschaftlichen Verhältnisse in Europa durch die Renaissance, später durch die Französische Revolution von Grund auf verändert wurden, dauerte im Orient – damit auch in Iran – das Mittelalter unverändert fort. Stagnation, Manierismus und Dekadenz in der Literatur lähmten Anstöße zu neuen schöpferischen Impulsen. Das politische, religiöse, wirtschaftliche und künstlerische Leben erstarrte, ja versteinerte allmählich.

In dieser Situation fielen seit dem 19. Jahrhundert Anregungen aus Europa in intellektuell regen Kreisen auf fruchtbaren Boden. Die intellektuellen Schichten suchten vor allem im politischen Leben nach neuen Wegen, und mit der Zeit wuchs auch in weiteren Kreisen der Bevölkerung der Wunsch nach Veränderung der veralteten, dirigistischen Gesellschaftsformen. Hinzu kam, daß man der über hundert Jahre währenden politischen Einmischung der beiden Kolonialmächte Großbritannien und Rußland in die inneren Angelegenheiten Irans ein Ende setzen wollte. Somit richtete sich der Unmut der Iraner nicht nur gegen die absolute Herrschaft im Innern, sondern auch gegen die politischen Einflüsse von außen.

Dieser Unmut erfaßte bald alle Bevölkerungskreise und führte schließlich zu einem erbitterten Kampf, der in der Revolution von 1906 seinen Höhepunkt erreichte. Das Ergebnis war die Errichtung eines konstitutionellen Regimes in

Iran und die vorübergehende Ausschaltung der ausländischen Kolonialmächte, die allerdings bald neue Wege fanden, um ihre Interessen in Iran gezielt weiterzuverfolgen. Die moderne persische Literatur ist hauptsächlich unter dem Einfluß solcher sozialen wie politischen Spannungen entstanden. Auch die spätere Entwicklung zeigt ihre enge Verflechtung mit den politischen Ereignissen der Zeit.

Im Gegensatz zur Lyrik, die auf eine lange eigene Tradition zurückblicken kann, fallen die Anfänge der modernen persischen Erzählprosa erst in den Beginn des 20. Jahrhunderts. Bis dahin hatte sich die persische Prosa hauptsächlich auf geschichtliche, philosophische und religiöse Inhalte beschränkt. Für die Darstellung dieser Stoffe bediente man sich einer überhöhten, mit vielen Metaphern, Gleichnissen und Reimspielen überhäuft Sprache. Die Leser gehörten einer kleinen privilegierten Oberschicht an, die über eine hohe literarische Bildung verfügte. Vertreter dieser Schicht waren es auch, die im Iran des 19. Jahrhunderts den Weg zur Europäisierung ebneten und die neuen Errungenschaften von Wissenschaft und Technik förderten. Sie lernten fremde Sprachen und übersetzten abendländische, vornehmlich französische Werke ins Persische; sie reisten nach Europa und schrieben Reisebücher, in denen sie ihre Beobachtungen und Eindrücke darlegten. Es blieb aber nicht dabei: viele junge Iraner wurden zum Studium ins Ausland geschickt, die ersten Druckereien wurden gegründet, die ersten Zeitungen erschienen.

Die frühesten modernen persischen Prosawerke waren historische und sozialkritische Romane; sie entstanden in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, also während der Regierungszeit der Kadscharen (1779–1925). Volkstümliche Geschichten dagegen wurden erst zu Beginn dieses Jahrhunderts, und zwar von A. A. Dehchod (1880–1956), geschrieben.

Dehchodas satirische Skizzen behandeln hauptsächlich die Korruption des staatlichen Apparats, die soziale Ungerechtigkeit und die Einnischung fremder Mächte in die inneren Angelegenheiten Irans. Was diese Prosawerke auszeichnet, ist nicht nur die darin erstmals offen zu Papier gebrachte Kritik, sondern die schlichte Sprache des einfachen Volkes, die – ein geradezu revolutionärer Vorgang in der Geschichte der persischen Literatur – an die Stelle der traditionellen Kunstsprache tritt.

Dehchodā machte die persische Volkssprache literaturfähig, M. A. Dschamālsādeh (geb. 1892) entwickelte sie dann zu einer wirklichen Erzählprosa weiter.

Dschamālsādehs erste und bekannteste Geschichtensammlung, «Es war einmal», erschien 1921 in einem iranischen Verlag in Berlin. Diese Pionierarbeit der zeitgenössischen persischen Prosaliteratur besteht aus sechs humoristisch-satirischen Erzählungen, in denen vor allem die Mißstände im Staat und die Rückständigkeit des Volkes nachsichtig-liebevoll kritisiert werden.

Dschamālsādeh ist zweifellos einer der wichtigsten Schriftsteller der modernen persischen Literatur. Seine Bedeutung liegt weniger in seiner Erzähltechnik als in seiner bildreichen Sprache und der Fülle der volkstümlichen Wörter und Redewendungen, die man in allen seinen Schriften findet. Obwohl er seit fünfundachtzig Jahren in Europa lebt, ist er mit seiner Kunst tief in der traditionellen Erzählweise des alten Orients verwurzelt.

Dschamālsādeh gehört mit seinem ersten Erzählband einer Epoche an, die mit der Gründung der Pahlawi-Dynastie im Jahre 1925 zu Ende ging.

Die Regierungszeit von Resā Pahlawi (1925–1941) war durch sein starkes Interesse an der westlichen Zivilisation gekennzeichnet. Für geistige Freiheit, für Kunst und Literatur hatte der neue Herrscher allerdings nicht viel übrig.

Weder duldete er Kritik an seinen Maßnahmen noch tolerierte er freiheitliche Äußerungen kritischer Schriftsteller, deren Wirken er von einer gut funktionierenden Zensur strengstens überwachen ließ. Es ist nur natürlich, daß unter solchen Umständen viele Dichter verstummten und sich von der literarischen Bühne zurückzogen. Dennoch begegnen wir während dieser Zeit einem Schriftsteller, der durch sein Schaffen die persische Prosaliteratur wesentlich bereichert hat: Ssādegh Hedājat.

Hedājat wurde im Februar 1903 in Teheran geboren. Er besuchte eine französische Missionsschule und reiste mit einem Stipendium der iranischen Regierung 1926 nach Paris, um dort zu studieren. Ihm fiel die Wahl des Studienfaches schwer, er wußte nicht, ob er Ingenieur, Maler oder Zahnarzt werden sollte. Am Ende gab seine Neigung zur Literatur den Ausschlag, und er wurde Schriftsteller.

Das Leben fern der Heimat in einer so ganz anders garteten Kultur muß Hedājat als quälend empfunden haben; ein Selbstmordversuch deutet auf seinen verzweifelten Gemütszustand. Auch einige düstere Erzählungen, die er in Paris schrieb, scheinen darauf hinzuweisen.

1930 kehrte Hedājat nach Teheran zurück und gab dort seinen ersten Erzählband «Lebendig begraben» heraus, dem bald weitere Sammlungen folgten. Die Veröffentlichung dieser Werke brachte ihn in freundschaftlichen Kontakt mit Schriftstellern, Musikern und Malern, die eine Verjüngung der persischen Kunst anstrebten und den neuen, aus Europa eindringenden Strömungen daher aufgeschlossen gegenüberstanden.

Hedājat war, obwohl er einflußreiche Verwandte besaß, die hohe Staatsämter innehatten, lange Jahre als untergeordneter Angestellter in Behörden tätig und führte ein äußerst bescheidenes Leben. Einige Zeilen von ihm geben uns darüber Auskunft: «In meinem Leben gibt es nichts

Auffallendes. Es hat sich nichts Besonderes ereignet, nichts, was Interesse erwecken könnte. Weder bekleide ich ein hohes Amt noch besitze ich ein solides Diplom. Ich war ein schlechter Schüler und bin immer ein Versager geblieben. Wo ich auch arbeitete, war ich stets ein namenloser Angestellter, und meine Vorgesetzten zeigten sich unzufrieden mit mir. Keiner hat mir eine Träne nachgeweint. Ich bin einer, den man vergessen kann.»

Bitter enttäuscht von der politischen Situation in Iran reiste Hedājat 1936 nach Indien, wo er sich erneut mit dem Studium des Pahlawi – der mittelpersischen Sprache – beschäftigte und einige darin verfaßte Werke ins Neupersische übersetzte. Außerdem veröffentlichte er in Bombay seinen bekannten surrealistischen Roman «Die blinde Eule», der zuerst in Fotokopie verbreitet wurde, später aber in Teheran in Buchform herauskam und bald darauf in mehrere europäische Sprachen übertragen wurde. Dieser Roman ist das bedeutendste Prosawerk der persischen Gegenwartsliteratur und zugleich ein Œuvre von Weltrang. Sein Thema ist – ähnlich wie in den Romanen Kafkas oder Becketts – das zwangsläufige, unerklärliche Scheitern der menschlichen Existenz. Es wird verbildlicht durch visionäre Szenen aus dem Leben eines armseligen Künstlers, der Holzkästchen zur Aufbewahrung von Schreibutensilien bemalt; in Träumen und Opiumräuschen wird dieser Namenlose zum Archetypus der gequälten Kreatur aller Zeiten. Hier geht es um die Grundtatsachen des Lebens, um Liebe und Tod, doch sind sie keineswegs Ereignisse eines individuellen Schicksals: Als dämonische Kräfte brechen sie aus dem Menschen hervor, als Wollust und Mord, und überantworten ihn einer unaufhebbaren Schuld.

Hedājat hielt sich für ein Jahr in Indien auf; 1937 kehrte er nach Teheran zurück und widmete sich ganz seinen literarischen Interessen.

Mit dem Ausbruch des Zweiten Weltkriegs, dem Einmarsch der alliierten Truppen in Iran im August 1941 und der Abdankung des iranischen Monarchen zugunsten seines Sohnes begann neben einem regen politischen Leben eine fruchtbare Zeit für die iranischen Künstler. Nach jahrelangem Schweigen meldeten sich die Dichter wieder zu Wort; es erschienen zahlreiche neue Bücher, es kamen fast täglich neue Gedicht- und Erzählbände heraus. Die veränderte politische Atmosphäre erweckte auch in Hedājat neue Hoffnungen. Doch diese Hoffnungen erwiesen sich als trügerisch: Als bald wieder eine Periode politischer und geistiger Unfreiheit in Iran begann, mochte er nicht länger im Lande bleiben. Er verließ im Dezember 1950 Teheran und ging wieder nach Paris. Im April des folgenden Jahres nahm er sich, vermutlich in einem neuerlichen Anfall von Depressionen, das Leben. Da er keinen Abschiedsbrief oder irgendeine andere schriftliche Nachricht hinterließ, kann über die Gründe seiner Verzweiflungstat nur spekuliert werden. Vielleicht gibt eine seiner letzten Erzählungen, nämlich «Die Dunkelkammer», in der er in dem Bewohner eines merkwürdigen Zimmers einen ihm offenbar ähnlichen Menschen schildert, Aufschlüsse über seine innere Befindlichkeit. Ein Indiz für seinen Lebensüberdruß könnte die Tatsache sein, daß er kurz vor seinem Tod alle seine noch unveröffentlichten Schriften vernichtet hat.

Haben Dehchodā und Dschamālsādeh den Grundstein zu einer neuen persischen Prosa gelegt, so hat Hedājat einen entscheidenden Beitrag zur Entwicklung der modernen Erzähltechnik in der persischen Literatur geleistet. Der Autor, der selbst aus einer angesehenen, begüterten Familie stammte, schildert in seinen Erzählungen meist das Leben und Schicksal einfacher Menschen seiner Heimat. Zu diesen Menschen gehören schlaue Handwerker und Klein Händler genauso wie schutzlose Bäuerinnen und herunter-

- 12 -

bald darauf vor Kummer über seine trostlose Einsamkeit stirbt.

In der Geschichte «Der verschwundene Ehemann» begegnen wir einer jungen Bäuerin, die ständig von ihrem Mann aufs gröbste mißhandelt wird. Sie liebt ihn aber gerade deshalb. «Sie küßte die dunklen Striemen, die seine Peitsche auf ihrem Arm hinterlassen hatte, und sie liebte die Wunden mit ihren Wangen.» Auch als ihr Mann plötzlich verschwindet, möchte sie ihn nicht aufgeben. Sie nimmt ihr kleines Kind und sucht überall nach ihm.

Die Bäuerin in dieser Erzählung ist eine der wenigen einigermaßen positiv gezeichneten Frauengestalten bei Hedājat; fast alle anderen sind listige, herrische und boshafte Wesen, die oft etwas Dirnenhaftes an sich haben. Ein gutes Beispiel dafür ist Robābeh in der Geschichte «Die Scheinehe». Ihr Mann läßt sich von ihr «dreimal» scheiden, da sie eine zanksüchtige und sehr launische Frau ist. Doch dann bereut er es und will zu ihr zurück. Dazu braucht er aber nach islamischem Recht einen «Mohallel», einen Mann also, der sie heiratet und sie gleich darauf verläßt, damit der erste Ehemann sie dann von neuem heiraten kann. Zu diesem Zweck findet er einen Krämer, der sich bereit erklärt, für eine gute Summe Geld die Rolle des Mohallels zu spielen. Doch nach der Trauung hält der Krämer sein Versprechen nicht und meint ganz unverschämt: «Was? Soll ich mich von ihr scheiden lassen? Das kommt nicht in Frage. Sie ist doch meine Frau. Nicht für tausend Toman gebe ich auch nur ein Haar von ihr!» Aber Robābeh verläßt auch ihren zweiten Mann nach kurzer Zeit.

Der Grundton der meisten Erzählungen Hedājats ist pessimistisch. Das hängt einerseits mit der bedrückenden politischen Atmosphäre in der Zeit ihrer Entstehung zusammen, andererseits mit der depressiven Natur ihres Schöpfers. Auch seine Vorliebe für die Darstellung alles Vergäng-

- 14 -

gekommene Wanderlehrer. Doch nicht alle Geschichten Hedājats spielen in diesem Milieu. Er wendet sich auch anderen Schichten der Gesellschaft zu. Er schildert Künstler und ihre Probleme, heuchlerische Staatsmänner und raffgierige Geschäftsleute.

Hedājat, beeinflußt von Maupassant und Tschchow, schrieb seine bekannteren Erzählungen hauptsächlich zu Beginn der dreißiger Jahre; einige von ihnen gehören zu den schönsten und eindrucksvollsten Schöpfungen der modernen persischen Erzählprosa. «Däsch-Äkol» zum Beispiel ist eine ergreifende Geschichte, in der die Liebe eines reifen Mannes zu einem jungen, anmutigen Mädchen dargestellt wird. Alle Bewohner der Stadt kennen und lieben Däsch-Äkol als Beschützer der Armen und Schwachen. Doch sein ruhiges, unbekümmertes Leben ändert sich eines Tages durch ein nicht alltägliches Ereignis: Ein sterbender Freund vertraut seine Familie Däsch-Äkols Obhut an. Nun beginnt ein neuer Abschnitt im Leben Däsch-Äkols. Er vernachlässigt seine Freunde, unterläßt seine nächtlichen Streifzüge durch die alten Gassen der Stadt und widmet sich ganz der Betreuung der Familie. Dabei lernt er die sehr junge und hübsche Tochter des verstorbenen Freundes kennen, in die er sich Hals über Kopf verliebt. Doch er spricht zu niemandem über seine aussichtslose Liebe. Um seinen Kummer zu betäuben, flüchtet er sich in Alkohol und kauft sich einen Papagei, dem er abends sein Herz ausschüttet.

In einer anderen Erzählung wird eine blutjunge Zigeunerin dargestellt, die in einer Winternacht mitten in den Bergen Zuflucht bei einem alten, sehr zuruckgezogen lebenden Mann findet. Der Mann nimmt sie auf, betreut sie wie seine eigene Tochter und vergißt bald sein bisheriges Alleinsein. Doch als die Zigeunerin Jahre später wieder mit ihren Stammesgenossen zusammentrifft und sich in einen jungen Mann verliebt, verläßt sie den Alten, der

- 13 -

lichen, ja Destruktiven muß man in diesem Zusammenhang sehen.

In seiner Gedankenwelt stand Hedājat zeitlebens unter dem Einfluß des iranischen Dichterphilosophen Omar Chajjam (1040-1123), dessen Gedichte er 1934 in Teheran herausgab. Sein Vorwort zu Chajjams Dichtung enthält einige neue Gedanken über die Wirkung des Dichters, vor allem Hinweise darauf, wie er, Hedājat, Chajjam verstanden wissen will, der ebenfalls eine pessimistische Auffassung vom Leben hatte. Außerdem sieht Hedājat in Chajjam den Wortführer aller unterschwellig anti-arabischen Strömungen im damaligen Iran, wenn er von ihm sagt: «Chajjam ist der gequälte Geist und der Dolmetsch der Klagen und der Empörung eines großen Iran mit aller Pracht und Kultur, das unter dem Druck des rohen semitischen Denkens allmählich vergiftet worden ist.»

Hedājats Helden sind keine Kämpfer, keine Aufrührer und keine Weltverbesserer. Daher versuchen sie auch nicht, sich gegen die Ungerechtigkeit zu wehren. Sie ertragen ihr Schicksal, wohl wissend, daß sie von vornherein Verlierer sind.

Hedājats Protagonisten sind einsame Menschen. Dāwud, der Bucklige, der von allen Leuten gemieden wird; Däsch-Äkol, der sich nicht traut, mit seinem geliebten Mädchen zu sprechen, weil er alt und häßlich ist; Mehrdād, der sich in eine Modellpuppe verliebt, weil er nicht imstande ist, den Frauen seine Gefühle zu zeigen; Chodādād, der zurückgezogen in einer Hütte in den Bergen lebt, weil er sich von den Menschen unverstanden fühlt – sie alle leben in einer Welt, die ihnen fremd ist, zu der sie keinerlei Bindung mehr spüren. Diese Menschen fühlen sich überall gefährdet, jede Begegnung mit der Außenwelt stellt für sie eine Bedrohung dar. Sie leben zwar isoliert, suchen jedoch einen Halt, eine Wahrheit, an die sie sich klammern kön-

- 15 -

nen. Hedajats Gestalten sehnen sich nach Liebe, nach Glück, nach Geborgenheit. Doch die Liebe ist qualvoll, das Glück unerreichbar, die Geborgenheit nicht gegeben.

Ähnlich wie Kafka, dem er im Geiste verwandt ist, schildert auch Hedajat in seinen Erzählungen nicht nur die Einsamkeit der Menschen in unserer Welt, sondern auch die Sinnlosigkeit allen menschlichen Strebens. Außerdem werden in seinem Werk oft Armut und Not dargestellt. Doch der Autor sieht sie weniger sozialkritisch, sondern vor allem als Symbole für die menschliche Existenz schlechthin. Hedajat übersetzte als erster Iraner 1943 «Die Verwandlung» ins Persische und schrieb fünf Jahre später einen ausgezeichneten Essay über Kafkas Leben und Werk.

Abgesehen von den mannigfaltigen Gestalten sind auch die äußeren Rahmenbedingungen in Hedajats Erzählungen sehr unterschiedlich: Der Autor beschreibt nicht nur erbärmliche Hütten, dunkle Zimmer, raucherfüllte Teehäuser oder verfallene Herbergen, sondern schildert auch verschiedene Städte, Dörfer und entlegene Gegenden. Er verlegt den Ort der Handlung mal in den Norden Irans, mal in den Süden, mal nach Paris, mal nach Sibirien, mal in die Zukunft und mal in die Vergangenheit. Dieses bunte Bild von Raum und Zeit findet man kaum bei einem anderen modernen iranischen Erzähler.

Hedajats Stärke liegt auf zwei Ebenen: Einmal ist es die Vielfalt seiner Themen und deren meisterhafte Gestaltung, zum anderen seine plastische Sprache, die voll ist von Ausdrücken, Redewendungen und Sprichwörtern des einfachen Volkes. Gerade in der Darstellung der kleinen Leute, deren bescheidene Freuden und vielfältige Leiden er bis ins einzelne kennt, zeigt sich seine Meisterschaft.

Zu den weiteren Eigenheiten von Hedajats Prosa zählt seine Ironie. Diese Ironie ist jedoch nicht – wie bei seinem Vorgänger Dschamälsädeh – gemäßigt und liebevoll, son-

dern von einer aggressiven Art; sie ist zudem versteckt und tiefgründig. Das Satirische tritt bei Hedajat meist dort hervor, wo von heuchlerischen Geistlichen, raffinierten Politikern und listigen Intellektuellen die Rede ist. Die in diese Sammlung aufgenommene Erzählung «Fürs heilige Vaterland» zeigt dies sehr deutlich.

Hedajats große Liebe gilt den Tieren. Das ist um so erstaunlicher, wenn man bedenkt, daß Tiere auch noch im heutigen Iran nicht selten gequält und mißhandelt werden. Vor allem gelten Hunde nach islamischem Glauben als unreine Geschöpfe, die davongejagt werden müssen. Daß Hedajat dennoch in einer seiner besten Erzählungen einen Hund zur Hauptfigur macht, beweist nicht nur seine Sympathie für Tiere, sondern auch seine Reserviertheit gegenüber dem Islam. Diese Haltung erklärt sich aus seiner Liebe zu seinem Vaterland und dessen Vergangenheit. Die altpersische Zarathustra-Religion, die hohe Kultur und die künstlerische Freiheit im vorislamischen Iran haben ihn immer wieder fasziniert und zur Gestaltung neuer Stoffe gedrängt. Die in diesem Band enthaltene Geschichte «Der Feueranbeter» ist ein gutes Beispiel dafür.

Hedajat gilt als das stärkste Talent in der modernen persischen Prosaliteratur, die er wie kein anderer iranischer Erzähler dieses Jahrhunderts geprägt hat. Als tragisch muß man es bezeichnen, daß er in seiner Heimat bis zu seinem Tod unbekannt war. Nicht nur das: einige wenige Kritiker, die ab und zu über ihn schrieben, nahmen ihn nicht ganz ernst, ja sie machten sich oft über sein Werk lustig. Nur ein kleiner Kreis seiner Freunde kannte und verehrte ihn. Erst als seine Werke in den orientalischen Fachzeitschriften Europas besprochen wurden, als der Londoner Rundfunk seine Erzählungen sendete und als russische Iranisten ihn in ihren Arbeiten würdigten, verstummte allmählich der Spott seiner Kritiker.

- 16 -

- 17 -

Der persönliche Eindruck, den Hedajat, der übrigens nie verheiratet war, auf seine Umgebung machte, war der eines sensiblen, ruhigen und wortkargen Menschen. Nur im Kreis seiner engen Freunde verwandelte er sich gänzlich. Er wurde dann gesprächig, ja witzig und machte sich über alles lustig. Außerdem war er ein sehr belesener Mann, der nicht nur die klassischen persischen Werke genau kannte, sondern auch mit der zeitgenössischen abendländischen Literatur sehr gut vertraut war. Er war der erste, der die Erzählungen Tschechows, Kafkas, Sartres und einiger anderer europäischer Schriftsteller ins Persische übertrug und sie dadurch in Iran bekannt machte.

Hedajat war ein leidenschaftlicher Sammler der iranischen Folklore und ein ausgezeichneter Kenner der persischen Kunst. Das größte irdische Gut war für ihn die Schönheit, Schönheit in jeder Form. Er soll einmal drei Weintrauben in die Sonne gehalten, sie lange voller Bewunderung betrachtet und schließlich zu einem Freund gesagt haben: «Seltsam, daß derselbe Schöpfer, der diese Schönheit geschaffen hat, auch so viel Häßliches in unseren Weg gelegt hat.» Schönheit bereitete Hedajat den höchsten Genuß. Daher liebte er die Kunst. Daß die Hauptgestalt in seinem bekanntesten Werk «Die blinde Eule» ein Künstler ist, ist also nicht verwunderlich.

Der vorliegende Band enthält zwölf Erzählungen aus fünf in den Jahren von 1930 bis 1942 in Iran erschienenen Geschichtensammlungen Hedajats. Nur die 1946 in einer Zeitschrift in Teheran gedruckte Erzählung «Morgen...», die in Form von zwei inneren Monologen abgefaßt ist, stammt aus einer späteren Schaffensperiode des Autors und unterscheidet sich stilistisch auffallend von seinen anderen Arbeiten.

Teheran, Juni 1997

Touradj Rahnama

## Der Bucklige

«Nein, nein, nie werde ich das tun. Daran darf ich überhaupt nicht denken. Was anderen Freude macht, bedeutet für mich doch nur Leid und Qual. Nein, niemals!» Diese Sätze murmelte Däwud vor sich hin und schleppte sich auf seiner kurzen, gelben Krücke weiter. Es schien, als könne er nur mit Mühe das Gleichgewicht halten.

Däwud wirkte aus der Nähe ernst, hart und abstoßend. Auf dem vorgewölbten Brustkorb war sein breites Gesicht zwischen schmalen Schultern eingeklemmt. Er hatte dünne, verkniffene Lippen, spärliche, geschwungene Augenbrauen, tief herabhängende Wimpern, eine kränkliche Gesichtsfarbe und hervorspringende Backenknochen. Doch wenn man ihn von weitem sah, mit dem verkrümmten Rücken, den überlangen Armen und einem viel zu weiten Hut, den er bis zu den Augenbrauen heruntergezogen hatte, besonders dann, wenn er mit ernsthafter Miene seine Krücke schwerfällig vorwärtsstieß, so wirkte er noch komischer.

Däwud war von der Pahlawi-Straße abgelenkt, hatte die Straße zur Vorstadt eingeschlagen und ging jetzt in Richtung *Doulat-Tor*. Es war zwar kurz vor Sonnenuntergang, doch das Wetter war noch ziemlich warm. Zu seiner Linken ragten Lehmmauern und Ziegelsteinpfeiler schweigend aus dem schwachen Licht der Dämmerung. Rechts von ihm sah man den ehemaligen Stadtgraben, der erst kürzlich zugeschüttet worden war, und daneben, in Abständen, halb fertiggebaute Backsteinhäuser. Es war eine ruhige Gegend, nur ab und zu ein Auto oder eine Droschke, die beim Vorbeifahren ein wenig Staub aufwirbelten, obwohl man die Straße mit Wasser gesprengt hatte.

- 19 -

Zu beiden Seiten der Straße zog sich ein schmaler Bach hin, daneben waren junge Bäume gepflanzt.

Dāwud dachte über sein Leben nach. Eigentlich hatte man ihn schon von Kindheit an immer nur entweder verspottet oder bemitleidet. Er erinnerte sich noch an seine Schulzeit, wie ein Lehrer einmal in der Geschichtsstunde gesagt hatte, daß die Spartaner ihre mißgebildeten Kinder umzubringen pflegten. Dabei hatte sich die ganze Klasse nach ihm umgedreht und ihn angestarrt. Er hatte in den Erdboden versinken wollen. Doch jetzt wäre er froh, wenn sich ein solches Gesetz überall in der Welt durchsetzen würde. Ja, wenn man wenigstens, wie in manchen Ländern, verbieten würde, daß Mißgebildete heiraten und Kinder in die Welt setzen dürften. Aber wer war an seinem Unglück schuld? Er wußte, daß er väterlicherseits erblich belastet war. Nun sah er in Gedanken das blasse Gesicht seines Vaters beim Sterben vor sich, die hervorstehenden Backenknochen, die blau umrandeten, eingefallenen Augen, den halb offenstehenden Mund. Er erinnerte sich noch genau, wie sein Vater im Sterbebett ausgesehen hatte, dieser syphiliskranke alte Mann, der eine junge Frau geheiratet hatte und dessen Kinder entweder blind oder verkrüppelt zur Welt gekommen waren. Nur einer seiner Brüder war schließlich am Leben geblieben, aber auch er war taub und schwachsinnig, bis er dann vor zwei Jahren starb. Vielleicht, dachte er, hat es das Schicksal mit ihm nur gut gemeint.

Dāwud aber lebte, war seiner selbst überdrüssig und haßte die Menschen, die mit ihm nichts zu tun haben wollten. Natürlich hatte er sich schon einigermaßen daran gewöhnt, immer abseits zu stehen. Denn ihm war schon als Kind in der Schule alles versagt geblieben: Laufen und Herumtreiben, Ballspielen und Bockspringen, das Fang- und Versteckspiel, kurz alles, womit sich seine gleichaltrigen Kameraden sonst vergnügten. Wenn die Kinder auf

– 20 –

Einen Buckligen heiraten? – Das wäre wohl das Letzte!» Mochten ihre Eltern sie unter Druck setzen, um sie umzustimmen, sie änderte ihren Entschluß nicht. Doch Dāwud liebte sie immer noch. Sie war das schönste Erinnerungstück aus seiner Jugendzeit. So führte ihn sein Weg, mehr oder weniger unbewußt, in diese Gegend.

Dāwud hatte sein ganzes Leben lang nur Enttäuschungen erlebt. So war es nicht verwunderlich, daß er fast immer allein spazierenging und dabei die Menschen mied. Denn lachte oder tuschelte jemand mit seinem Begleiter, so dachte er gleich, man nehme ihn wieder auf den Arm. Dann pflegte er immer Kopf und Oberkörper mühsam umzuwenden, mit seinen ernsthaften Augen kurz verächtlich aufzublicken und schnell weiterzugehen. Unterwegs konzentrierte er seine ganze Aufmerksamkeit auf die Passanten. Dabei war jeder Muskel seines Gesichts angespannt: Er wollte wissen, was sie über ihn dachten.

Nun ging Dāwud langsam den Bach entlang und fuhr ab und zu mit der Spitze seiner Krücke durch das fließende Wasser. In seinem Hirn gingen allerlei Gedanken wild durcheinander. Da bemerkte er plötzlich einen zottigen, weißen Hund, der durch das Geräusch der Krücke aufgeschreckt war, den Kopf gehoben hatte und ihn anblickte. Das Tier schien ernsthaft krank zu sein. Jedenfalls konnte es sich nicht von der Stelle rühren und ließ den Kopf wieder auf die Erde zurückfallen. Mühsam bückte sich Dāwud hinunter, und als sich ihre Blicke in dem schwachen Mondlicht begegneten, zuckte er zusammen: Es war das erste Mal, daß ihm zwei Augen so aufrichtig entgegenblickten. Er fühlte, wie sie sich glichen: Beide waren unglücklich, beide hatte man wie nutzloses Zeug aus der Gemeinschaft der Menschen verstoßen. Dāwud wollte sich neben den Hund setzen, der sich bis vor die Stadt geschleppt hatte, um sich vor den Menschen zu verbergen. Er wollte den Hund in die

– 22 –

dem Schulhof spielten, hockte er in einer Ecke, hielt ein Buch vor das Gesicht und schaute ihnen verstohlen zu. Eine Zeitlang wiederum beschäftigte er sich sehr eifrig mit dem Lernstoff, denn er wollte den anderen Schülern wenigstens im Unterricht überlegen sein. Daher freundete sich ein paar faule Klassenkameraden mit ihm an, freilich nur, um die Rechenaufgaben und andere Schularbeiten bei ihm abzuschreiben. Aber er wußte sehr wohl, daß ihre Freundschaftsbekundungen nicht echt waren und sie ihn nur ausnutzen wollten. Denn er konnte beobachten, wie sich die meisten Schüler um Hassan Chāns Freundschaft bemühten, der nicht nur gut aussah, sondern auch ein hochgewachsener und elegant gekleideter Bursche war. Nur unter den Lehrern gab es manchmal einen, der ihn mit Nachsicht behandelte und sich um ihn kümmerte. Doch das geschah eben weniger aus Anerkennung seiner Leistungen als aus Mitleid. So kam es, daß es ihm trotz der Paukerelei doch nicht gelang, die Schule abzuschließen.

Nun stand Dāwud mittellos da und wurde von allen gemieden. Seine ehemaligen Mitschüler schämten sich, sich mit ihm in der Öffentlichkeit zu zeigen. Doch was ihm am meisten ärgerte, war die Tatsache, daß die Mädchen auf der Straße mit Fingern auf ihn zeigten und abfällig riefen: «Seht nur den Buckligen!» Mit ihnen hatte Dāwud kein Glück: Als er vor einigen Jahren zweimal einen Heiratsantrag machte, wurde er jedesmal ausgelacht. Eines der Mädchen hieß Sibandeh und wohnte in der Nähe, in *Fischer-Ābād*. Sie hatten sich ein paarmal getroffen und miteinander gesprochen. Um Sibandeh zu sehen, ging er gewöhnlich nachmittags nach der Schule in diese Gegend. Er erinnerte sich noch daran, daß sie am Mundwinkel ein Muttermal hatte. Später dann, als er seine Tante zu ihr schickte, um ihr seine Heiratsabsichten zu unterbreiten, hatte ihn das Mädchen ausgelacht und gesagt: «Was?

– 21 –

Arme nehmen und seinen Kopf an die Brust drücken. Doch er besann sich, daß die Passanten ihn nur noch mehr verspotten würden, wenn sie ihn so sahen.

Als Dāwud am Jussef-Ābād-Tor vorbeiging, war es schon dunkel geworden. Er sah den Mond in der Stille dieses traurigen, sanften Abends am Horizont aufgehen. Dann glitten seine Blicke über die halbfertigen Häuser, über Ziegelsteinhaufen, über die schlaftrunkene Stadt, über Bäume, Dächer und blaugraue Berge. Verblaßte, verschwommene Bilder zogen vor seinen Augen vorbei. Es war niemand zu sehen. Nur von weitem, von jenseits des Stadtgrabens, klang eine leise, dumpfe Stimme herüber. Mühsam hob Dāwud den Kopf. Er war müde und zutiefst traurig, die Augen brannten. Es schien, als trüge er seinen Kopf wie eine schwere Last auf den Schultern.

Dāwud überquerte mühsam den Bach, ging zu dem Steinhäufen und setzte sich an den Rand der Straße. Plötzlich bemerkte er, wie unweit von ihm eine verschleierte Frau am Wasser hockte. Dāwuds Herz begann heftig zu pochen. Da wandte sich die Frau ihm ganz unvermittelt zu und sagte lächelnd:

«Wo warst du eigentlich so lange?»

Dāwud wunderte sich über die Unbefangenheit, mit der die Frau sprach. Wie war es nur möglich, daß sie bei seinem Anblick nicht zurückgeschreckt war? Er konnte sich vor Freude gar nicht fassen. Aus ihrer Frage schloß er, daß sie mit ihm sprechen wollte. Aber was hatte sie hier zu dieser Stunde zu suchen? War sie vielleicht keine anständige Frau? Hatte sie vielleicht Liebeskummer? Dāwud dachte bei sich: Wie dem auch sei! Wenigstens habe ich doch einen Menschen, mit dem ich reden kann. Das ist auch was.

«Sie sind allein, Fräulein?» stammelte er, als wollte ihm die Zunge nicht gehorchen. «Auch ich bin allein. Ich bin

– 23 –

immer allein. Mein ganzes Leben lang bin ich allein gewesen.»

Dāwud hatte kaum zu Ende gesprochen, als sich die Frau, die eine dunkle Brille trug, an ihn wandte und fragte:

«Wer sind Sie denn eigentlich? Ich dachte, Sie wären Huschang. Jedesmal wenn er hierherkommt, macht er einen dummen Scherz.»

Dāwud konnte sich aus diesem letzten Satz keinen rechten Begriff machen; er verstand nicht, was die Frau damit meinte. Aber er hatte auch nichts anderes erwartet. Wie lange war es schon her, daß er mit einer Frau gesprochen hatte? Er sah sie an: Sie war eigentlich eine schöne Frau.

«Nein», sagte er schließlich mit viel Mühe, «ich bin nicht Huschang, ich heiße Dāwud.»

Die Frau lächelte: «Ich kann Sie ja nicht richtig sehen», sagte sie, «die Augen tun mir weh... Ach so, Dāwud! Dāwud, der Bucklige...» Sie biß sich auf die Lippen. «Kam mir doch die Stimme gleich so bekannt vor. Ich bin Sibandeh. Erkennen Sie mich jetzt?»

Zerzaustes Haar hatte bisher das Profil der Frau verdeckt. Als es nun zur Seite fiel und Dāwud das Muttermal an ihrem Mundwinkel sah, lief es ihm heiß und kalt über den Rücken, und große Schweißtropfen traten ihm auf die Stirn. Er blickte sich um, doch niemand war zu sehen. Nur die singende Stimme war jetzt näher gekommen. Sein Herz klopfte, klopfte zum Zerspringen. Der Schmerz schnürte ihm die Kehle zu, er zitterte am ganzen Körper. Ohne ein Wort zu sagen, stand er auf, nahm seine Krücke und wankte taumelnd den Weg zurück, den er gekommen war.

«Das war also Sibandeh!» murmelte er heiser vor sich hin. «Hat mich nicht sehen können... Wer mag wohl Huschang sein? Vielleicht ihr Verlobter? Vielleicht ihr

Mann? Wir wend! Nein, niemals! Nicht daran denken! Nein, nein, ich kann nicht mehr...»

Dāwud schleppte sich bis zu dem Hund hin, den er am Weg hatte liegen sehen. Er setzte sich neben ihn und drückte seinen Kopf an die vorgewölbte Brust. Der Hund aber war bereits tot.

## Der herrenlose Hund

Ein paar kleine Läden – ein Brotladen, ein Metzgerladen, ein Kramladen, zwei Teehäuser und eine Barbierstube –, die der Befriedigung äußerst bescheidener Lebensbedürfnisse dienten, bildeten den Marktplatz von *Warāmin*. Von der gnadenlosen Sonne halb verbrannt, halb ausgedörrt, lechzten der Platz und seine Anwohner nach der ersten Abendbrise und dem Schatten der Nacht. Die Menschen, die Bäume, die Läden, die Tiere – alles war leblos und unfähig, sich zu regen. Die heiße Luft lastete auf den Köpfen, und ein Schleier aus feinem Staub, der durch das Hin und Her von Automobilen immer dichter wurde, hob und senkte sich vor dem blauen Himmel.

An einer Seite des Platzes stand eine uralte Platane. Das Innere ihres Stammes war verfault und ausgehöhlt, aber mit größter Beharrlichkeit breitete sie ihre krummen, gichtigen Äste aus. Im Schatten ihrer staubigen Blätter hatte man eine große, breite Lehmbank errichtet, auf der gewöhnlich zwei Jungen unter lautem Singsang Milchreis und Kürbiskerne zum Kauf anboten. Schlammiges, zähflüssiges Wasser schleppte sich mühsam durch das Bachbett vor dem Teehaus.

Das einzige Gebäude, das den Blick auf sich zog, war der berühmte Turm von *Warāmin*, dessen runder, rissiger Leib mit der kegelförmigen Spitze vom Marktplatz aus nur zur Hälfte sichtbar war. Die Spatzen, die in den Spalten seiner geborstenen Ziegeln ihre Nester gebaut hatten, waren in der Hitze verstummt und schlummerten. Die Stille wurde nur hin und wieder vom Winseln eines Hundes unterbrochen.

Es war ein schottischer Schäferhund mit einer graugel-

ben Schnauze und schwarzgefleckten Beinen, die aussahen, als wären sie beim Durchqueren eines Sumpfes mit Schlamm bespritzt worden. Er hatte spitze Ohren, einen buschigen Schwanz, sein krauses Fell war schmutzig. Kluge, verständige Augen glänzten in seinem zottigen Gesicht; auf ihrem Grund war eine menschliche Seele sichtbar. In dem mitternächtlichen Dunkel, das sein Leben ausfüllte, bewegte sich etwas Grenzenloses in seinen Augen, das eine unverständliche Botschaft enthielt und sich hinter den Pupillen dieser Augen festgesetzt hatte. Das war kein Licht und keine Farbe, es war etwas anderes, Unfaßbares, das gleiche Etwas, das in den Augen einer verwundeten Gazelle liegt. Seine Augen waren denen eines Menschen nicht nur ähnlich, sie waren ihnen nahezu gleich. Es waren bernsteinfarbene Augen voller Schmerz und Qual und Erwartung, wie sie nur bei einem streunenden Hund anzutreffen sind. Aber es gab wohl niemanden, der seine schmerz erfüllten, bittenden Blicke wahrnahm und verstand. Vor dem Brotladen schlug ihn der Lehrling, vor dem Metzgerladen warf der Geselle mit Steinen nach ihm; wenn er im Schatten eines Autos Zuflucht suchte, empfing ihn der Chauffeur mit einem Tritt seines schweren, genagelten Stiefels. Und wenn alle anderen es müde geworden waren, ihn zu verfolgen, machte sich der kleine Milchreisverkäufer ein besonderes Vergnügen daraus, ihn zu quälen. Sobald er ein Winseln ausstieß, traf ein Stein seine Flanke, und seinem Aufheulen folgten das laute Lachen des Jungen und die Worte: «Du widerwärtiges Geschöpf.» Alle schienen mit dem Kind verschworen zu sein, ermutigten es arglistig und boshaft und brachen in Gelächter aus. Alle schlugen ihn wie selbstverständlich, und allen schien es ganz natürlich und eine gute Tat zu sein, einen unreinen, von der Religion verdammten Hund, der angeblich siebzig Leben besitzt, zu martern.

- 118 -

von ihm genommen. Sein Leben bestand nur noch darin, ängstlich und zitternd auf einem Müllhaufen nach Speiseresten zu suchen und den ganzen Tag Schläge hinzunehmen und zu winseln. Winseln war sein einziges Verteidigungsmittel geworden. Früher war er kühn, furchtlos, sauber und lebhaft gewesen, nun aber war er eingeschüchtert und feige. Bei jedem Geräusch, bei jeder Bewegung in seiner Nähe zuckte er zusammen. Sogar vor seiner eigenen Stimme erschrak er jetzt. Er hatte sich an Dreck und Unrat gewöhnt. Sein Körper juckte, aber er hatte keine Lust, auf die Flöhe Jagd zu machen oder sich zu lecken. Er fühlte, daß er selbst ein Stück Dreck geworden und etwas in ihm gestorben, ausgelöscht war.

Seit er in diese Hölle geraten war, waren schon zwei Winter vergangen, ohne daß er sich ein einziges Mal sattgefressen, ein einziges Mal friedlich geschlafen hätte. All seine Begierden und Sehnsüchte waren erstickt worden. Niemand hatte sich gefunden, der ihm zärtlich mit der Hand über den Kopf gestrichen hätte, keiner hatte ihm in die Augen geblickt. Obwohl die Menschen hier äußerlich seinem Herrn glichen, unterschieden sich ganz offensichtlich ihre Gefühle und Eigenschaften und ihr Betragen wie Tag und Nacht von denen seines Herrn. Die Menschen, die er früher gekannt hatte, mußten wohl seiner Welt nähergestanden, seine Leiden und Gefühle besser verstanden haben. Sie hatten ihn beschützt.

Unter den Gerüchen, die ihm in die Nase stiegen, war es der Geruch von dem Milchreis des Jungen, der ihn am meisten schwindlig machte – der Duft dieser weißen Flüssigkeit, der dem Duft der Milch seiner Mutter so ähnlich war und in seinem Herzen Kindheitserinnerungen weckte. Unversehens versank er in Träumerei. Er erinnerte sich der Zeit, als er noch ein Kind war und aus den Sitzen der Mutter die warme, sättigende Flüssigkeit gesogen und ihre weiche

- 120 -

Der kleine Milchreisverkäufer setzte ihm schließlich so zu, daß er in eine zum Turm führende Gasse flüchten mußte; mit hungrigem Magen schleppte er sich fort und verbarg sich in einem Abflußgraben. Er legte den Kopf auf beide Pfoten und ließ die Zunge aus dem Maul hängen. Halb schlafend, halb wachend blickte er auf das grüne Feld, das vor ihm wogte. Er war erschöpft, alle seine Glieder schmerzten. In der feuchten Luft des Grabens ergriff eine eigentümliche Ruhe Besitz von ihm. Verschiedene Gerüche halbabgestorbener Pflanzen, eines feuchten, alten Schuhs, Gerüche von toten und lebenden Dingen stiegen ihm in die Nase und weckten verworrene, ferne Erinnerungen. Immer, wenn er auf ein grünes Feld blickte, erwachte in ihm ein triebhaftes Verlangen, und die Bilder der Vergangenheit wurden wieder lebendig. Diesmal aber waren diese Empfindungen so übermächtig, als sei eine Stimme an sein Ohr gedrungen und habe ihn zum Laufen und Springen aufgefordert. Er verspürte eine unbändige Lust, sich in diesem grünen Feld zu tummeln. Es war ein ererbtes Verlangen, denn alle seine Vorfahren waren in Schottland inmitten grüner Wiesen frei aufgewachsen.

Er war jetzt jedoch so von Kräften gekommen, daß er nicht die geringste Bewegung machen konnte. Ein Gefühl von Schmerz, gemischt mit Schwäche und Hilflosigkeit, überkam ihn. Eine Reihe vergessener, verlorengeliebter Empfindungen erstand in ihm aufs neue. Früher hatte er verschiedene Pflichten und Bedürfnisse gehabt; er wußte, daß er der Stimme seines Herrn zu folgen hatte, daß er einen Unbekannten oder einen fremden Hund von seinem Haus vertreiben und mit dem Kind seines Herrn spielen mußte; hatte gewußt, wie er sich Bekannten gegenüber verhalten mußte und wie zu Fremden, und daß er zu festgesetzten Zeiten sein Fressen und zu anderen Zeiten Liebkosungen erwarten durfte. Jetzt aber waren alle diese Fesseln

- 119 -

Zunge ihn gründlich abgeleckt hatte. Der scharfe Geruch, den er an der Brust der Mutter und in der Nähe seines Bruders eingeatmet hatte – der scharfe, schwere Geruch der Mutter und ihrer Milch lebten in ihm wieder auf.

Sobald er sich sattgetrunken hatte, war ihm warm und behaglich geworden, die Wärme rann ihm durch alle Glieder. Sein Kopf wurde schwer und sank von der Brust der Mutter, und darauf folgte tiefer Schlaf, dessen berauschte Schauer er in seinem ganzen Körper fühlte. Was konnte es Genußreicheres geben, als die Pfoten an die Zitzen der Mutter zu drücken und müheles und ohne Hast die Milch zu saugen? Der flaumige Leib des Bruders, die Stimme der Mutter – alles strömte Freude und Zärtlichkeit aus. Er erinnerte sich seiner alten Holzhütte, der Spiele, die er in dem grünen Garten mit seinem Bruder gespielt hatte. Er hatte ihn oft in die spitzen Ohren gebissen, dann waren sie auf den Boden gerollt, wieder aufgestanden und umhergetollt. Später fand er noch einen anderen Spielgefährten: den Sohn seines Herrn. Am Ende des Gartens lief er hinter ihm her, bellte, schnappte mit den Zähnen nach seinen Kleidern. Besonders die Liebkosungen seines Herrn, die Zuckerstücke, die er ihm aus der Hand gefressen hatte, konnte er niemals vergessen. Den Sohn seines Herrn liebte er freilich noch mehr, weil er mit ihm spielte und ihn niemals schlug. Später waren mit einem Mal die Mutter und der Bruder verschwunden, nur sein Herr und dessen Sohn und Frau blieben mit einem alten Diener. Wie gut konnte er den Geruch eines jeden unterscheiden und ihre Schritte von weitem erkennen! Beim Mittag- und Abendessen lief er um den Tisch herum und roch den Duft der Speisen. Manchmal gab ihm die Frau seines Herrn trotz dessen Einspruch einen Leckerbissen ab. Nach einer Weile kam dann der alte Diener und rief ihn: «Pat . . . Pat» und schüttete ihm sein Fressen in eine eigene Schüssel, die neben seiner Hütte stand.

- 121 -

Schuld an seinem Unglück trug der Umstand, daß Pat brünstig geworden war. Nie hatte sein Herr ihm erlaubt, das Haus zu verlassen, um hinter Hundinnen herzulaufen. Da setzte sich an einem Herbsttag sein Herr mit zwei Freunden, die Pat kannte und die oft zu ihnen gekommen waren, in ein Auto, rief Pat und ließ ihn neben sich Platz nehmen. Pat war schon mehrere Male mit seinem Herrn im Auto gefahren. Doch an diesem Tage war er in Brunst und befand sich in eigenartiger Unruhe und Aufregung.

Nach einigen Stunden Fahrt stiegen sie hier auf diesem Platz aus. Sein Herr ging mit seinen beiden Freunden durch die Gasse am Turm, und plötzlich machte der Geruch einer Hündin Pat verrückt, Spuren jenes ganz besonderen Geruchs, den er gesucht hatte. Er schnüffelte überall herum und lief schließlich durch einen Abflußgraben in einen Garten.

Gegen Sonnenuntergang drang wieder die Stimme seines Herrn, die «Pat ... Pat!» rief, an sein Ohr. War es wirklich seine Stimme oder ihr Nachhall, den er noch im Ohr hatte?

Obwohl diese Stimme eine seltsame Wirkung auf ihn ausübte, weil sie ihn an all die Pflichten erinnerte, die er erfüllen mußte, hatte ihn eine größere Kraft als die Kraft der Außenwelt genötigt, bei der Hündin zu bleiben. Er hatte gefühlt, daß seine Ohren für die Stimmen der Außenwelt abgestumpft, taub geworden waren, in ihm aber ein heftiges Verlangen erwacht war. Der Geruch der Hündin war so scharf und kräftig, daß ihm schwindelte. Alle seine Muskeln, sein ganzer Körper und seine Sinne gehorchten ihm nicht mehr, so daß er sich nicht länger in der Gewalt hatte ... Doch bald darauf stürzten sich Männer mit Stöcken und Spaten auf ihn und jagten ihn durch den Abflußgraben fort.

Schwindlig und müde, doch erleichtert und frei machte sich Pat, sobald er wieder zu sich gekommen war, auf die

Suche nach seinem Herrn. In einigen Gassen war noch ein schwacher Geruch von ihm geblieben. Überall suchte Pat und ließ in bestimmten Abständen Markierungen zurück. Er lief bis zu der Ruine außerhalb des Ortes, kehrte aber wieder um, weil er merkte, daß sein Herr zum Platz zurückgegangen war. Dort jedoch vermischte sich seine schwache Geruchsspur mit anderen Gerüchen und ging verloren. War sein Herr fortgefahren und hatte ihn hier zurückgelassen? Er fühlte eine prickelnde Unruhe und Erregung. Wie konnte er ohne Herrn, ohne seinen Gott leben? Sein Herr war ihm sein Gott ... Und gleichzeitig war er überzeugt davon, daß sein Herr kommen werde, um ihn zu suchen. Ängstlich lief er durch einige Gassen – vergebens!

Spät am Abend kehrte er schließlich müde und erschöpft zum Platz zurück. Keine Spur war von seinem Herrn geblieben. Er machte noch ein paar Runden durch den Ort; am Ende ging er zu dem Abflußgraben, an dem er die Hündin getroffen hatte, aber der war jetzt mit Steinen versperrt. Mit wildem Eifer wühlte Pat die Erde auf, um in den Garten zu gelangen, aber es war vergeblich. Enttäuscht legte er sich hier zum Schlafen nieder.

Sein eigenes Winseln schreckte Pat mitten in der Nacht aus dem Schlaf. Verstört stand er auf, strich durch ein paar Gassen, roch an den Mauern und irrte eine Weile ziellos im Dorf herum. Am Ende verspürte er großen Hunger. Als er zum Platz zurückkehrte, stieg ihm der Geruch von allerlei Eßbarem in die Nase: miteinander vermischte Gerüche von Fleischresten, von frischem Brot und von Joghurt. Aber im gleichen Augenblick kam er sich schuldig vor, weil er sich auf fremdem Grund und Boden befand. Er mußte bei diesen Menschen, die seinem Herrn so ähnlich waren, betteln und sich, wenn sich kein Nebenbuhler einfand, der ihn vertrieb, allmählich hier Besitzrechte erwerben, und vielleicht

würde eins dieser Wesen, das über Futter verfügte, ihn bei sich behalten.

Vorsichtig, zitternd schlich er zum eben geöffneten Brotladen, aus dem der Duft von frischgebackenem Brot kam. Ein Mann, der Brot unter dem Arm trug, lockte ihn: «Komm ... komm!» – wie fremd war ihm seine Stimme! – und warf ihm ein Stück des noch warmen Brots hin. Pat fraß es nach kurzem Zögern und wedelte mit dem Schwanz. Der Mann legte das Brot auf die Bank vor dem Laden und streichelte behutsam und ängstlich Pats Kopf. Dann löste er mit beiden Händen sein Halsband. Wie fühlte sich Pat erleichtert! Ihm war, als hätte man von seinem Nacken alle Verantwortung, alle Lasten und Pflichten genommen. Doch als er wieder mit dem Schwanz wedelte und sich dem Bäcker näherte, traf ihn ein kräftiger Tritt in die Seite, und er lief heulend davon. Der Bäcker aber ging zum Bach und wusch sich gründlich die Hände. Pat konnte noch lange sein Halsband vor dem Laden hängen sehen.

Seit jenem Tag waren Pat von diesen Menschen nichts als Fußtritte, Steinwürfe und Stockschläge zuteil geworden. Anscheinend waren sie alle seine Todfeinde und fanden ein Vergnügen daran, ihn zu quälen.

Pat hatte das Gefühl, daß er in eine neue Welt geraten war, die nicht seine Welt war, in der niemand etwas von seinen Empfindungen ahnte. Die ersten Tage waren schwer für ihn, doch dann gewöhnte er sich allmählich ein. Zudem hatte er an der Ecke der Gasse, rechts, eine Stelle entdeckt, wo Müll abgeladen wurde. In den Abfällen waren einige Leckerbissen zu finden: Knochen, Fett, Haut, Fischköpfe und vieles andere Eßbare, das er nicht kannte. Den Rest des Tages verbrachte er vor dem Brotladen und dem Metzgerladen; er starrte unverwandt auf die Hand des Metzgers, empfing aber mehr Schläge als gute Bissen.

Er fand sich mit seinem neuen Leben ab. Von seinem

früheren Leben waren ihm nur wenige undeutliche Erinnerungen und einige Gerüche geblieben, und immer, wenn es ihm besonders schlecht erging, fand er in diesem seinem verlorenen Paradies eine Art Trost und Zuflucht, und unversehens erstanden dann vor ihm Bilder aus jener Zeit.

Was Pat jedoch am meisten quälte, war sein Verlangen nach Liebkosungen. Er war wie ein Kind, das immer nur geschlagen und gescholten wird, dessen Zartgefühl aber noch nicht abgestorben ist. Gerade in diesem Leben voll Schmerz und Qual verlangte ihn vor allem nach Zärtlichkeit. Seine Augen bettelten um Liebkosungen, und er war bereit, sein Leben dafür hinzugeben, damit ihm jemand Zuneigung zeige oder ihm den Kopf streichle. Er hatte das Bedürfnis, jemandem seine Liebe zu schenken, sich für ihn aufzuopfern, ihm seine Verehrung und Treue zu beweisen. Aber offenbar wollte niemand etwas von seinen Empfindungen wissen. Niemand nahm ihn unter seinen Schutz. In aller Augen las er nichts als Haß und Bosheit. Es schien, als ob alles, was er unternahm, um das Wohlwollen dieser Menschen zu erringen, ihre Wut nur noch steigerte.

Wie Pat so im Abflußgraben schlief, jaulte er einige Male auf und erwachte; ihm war, als wären böse Träume an ihm vorbeigezogen. Gleichzeitig spürte er einen nagenden Hunger; der Duft von gebratenem Fleisch wehte zu ihm herüber. Der Hunger wühlte so grausam in seinen Därmen, daß er seine Schwäche und alle anderen Schmerzen vergaß. Er erhob sich schwerfällig und schlich zum Platz.

In diesem Augenblick langte lärmend, in einer Wolke von Staub, ein Auto auf dem Platz von Warāmin an. Ein Mann stieg aus, trat auf Pat zu und streichelte ihm den Kopf. Sein Herr war es nicht – Pat ließ sich nicht täuschen, denn den Geruch seines Herrn kannte er noch gut. Aber wie kam es, daß ihn jemand streichelte? Pat wedelte mit

dem Schwanz und blickte den Mann zweifelnd an. Irrte er sich nicht doch? Aber er trug ja kein Halsband mehr, um gestreichelt zu werden. Der Mann kehrte um und strich ihm nochmals mit der Hand über den Kopf. Pat folgte ihm, und seine Verwunderung wuchs, denn der Mann trat in einen ihm wohlbekannten Raum, aus dem es immer nach Essen roch. Der Mann setzte sich auf eine Bank an der Wand, und es wurden ihm frisches Brot, Joghurt, Eier und anderes zu essen gebracht. Er tauchte Brotsrücke in den Joghurt und warf sie Pat hin, der sie erst hastig, dann gemächlicher fraß und seine bernsteinfarbenen, gutmütigen, flehenden Augen dankbar auf das Gesicht des Mannes heftete und mit dem Schwanz wedelte. Wachte oder träumte er? Er fraß sich satt, ohne daß diese Mahlzeit von Schlägen unterbrochen wurde. Wäre es möglich, daß er einen neuen Herrn gefunden hätte?

Trotz der Hitze stand der Mann bald wieder auf. Er ging in die Gasse am Turm, verweilte dort etwas und durchschritt dann die gewundenen Gäßchen, Pat hinter sich. Als er den Ort hinter sich gelassen hatte, ging er zu der Ruine mit den paar Mauern, zu der auch sein Herr gegangen war. Suchten diese Männer etwa auch nach dem Geruch eines Weibchens? Pat wartete auf ihn im Schatten einer Mauer. Dann kehrten sie auf einem anderen Weg zum Platz zurück.

Der Mann streichelte ihm wieder den Kopf und stieg nach einem kurzen Rundgang um den Platz in eins der Pat bekannten Autos. Pat wagte nicht, hineinzuspringen; neben dem Auto sitzend, blickte er den Mann an.

Plötzlich setzte sich das Auto, eine Staubwolke aufwirbelnd, in Bewegung. Ohne zu zögern lief Pat hinterdrein. Nein, diesen Mann wollte er nicht auch noch verlieren. Trotz der Schmerzen in seinem Körper jagte er unter Aufbietung aller Kräfte hechelnd in großen Sätzen hinter dem

Auto her, das schon den Ort verlassen hatte und durch die Landschaft fuhr. Pat holte es zwei-, dreimal ein, blieb dann aber wieder zurück. Obwohl er keine Hoffnung mehr hatte, nahm er nochmals alle seine Kraft zusammen und rannte. Doch das Auto war schneller als er. Er hatte sich geirrt. Abgesehen davon, daß er niemals ein Auto würde einholen können, war er ermattet und gebrochen, sein Herz war geschwächt, und plötzlich fühlte er, daß ihm seine Glieder nicht mehr gehorchten und er sich nicht mehr rühren konnte. Die ganze Anstrengung war vergebens gewesen. Er wußte nicht mehr, warum er gelaufen war, wußte nicht, wohin er lief, es gab kein Vorwärts und kein Zurück. Er blieb keuchend stehen, die Zunge hing ihm aus dem Maul, es wurde ihm schwarz vor den Augen. Mit hängendem Kopf schleppte er sich von der Straße in einen Graben am Rande des Feldes. Er legte sich flach auf den heißen, feuchten Sand, und mit dem sicheren Instinkt, der ihn nie getäuscht hatte, fühlte er, daß er sich nicht wieder erheben würde. Ihm schwindelte. Seine Gedanken und Empfindungen verwirrten und trübten sich. Er spürte einen heftigen Schmerz im Leib, in seinen Augen glänzte ein krankhaftes Licht. Unter Zuckungen und Krämpfen wurden seine Beine allmählich gefühllos, kalter Schweiß bedeckte seinen ganzen Körper – eine milde, betäubende Kühle...

Gegen Sonnenuntergang kreisten drei hungrige Krähen über Pat, dessen Geruch sie von ferne wahrgenommen hatten. Eine näherte sich vorsichtig, ließ sich dicht neben Pat nieder und bäugte ihn aufmerksam. Als sie merkte, daß er noch nicht ganz tot war, flog sie wieder auf.

Die drei Krähen waren gekommen, Pat die bernsteinfarbenen Augen auszuhacken.